



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

General Wilhelm von Willisen : aus den Tagebüchern desselben. 3.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mit Elkel das alberne Gebahren der nichtwissenden Offiziere, ohne jedoch etwas zur Abänderung der mißlichen Verhältnisse thun zu können.

Der Regen, welcher eine Zeit lang nachgelassen hatte, fing nun wieder mit der ganzen Heftigkeit jener Breite an zu fallen und zwang uns, das einzige trockene Asyl, das Quartiermeisteramt, wieder aufzusuchen. Hier erfuhren wir, daß das Dampfsboot „Delaware“ am Nachmittag nach Beaufort gehen würde, und wir beschloßen, gleich diese Gelegenheit zu einem Ausflug dahin zu benutzen, zumal wir hoffen durften, an Bord des Dampfers unserm leiblichen Menschen, welcher bisher aufs äußerste vernachlässigt worden war, wieder einige Aufmerksamkeit widmen zu können.

Gegen vier Uhr Nachmittags sammelten sich auf dem Landungsdock eine Menge Menschen und schauten sehnächtig nach der „Delaware“ hinüber, welche mitten im Strom lag und durch den noch immer sehr heftigen Regen kaum zu erkennen war. Vergebens sahen wir uns nach einem dienstbaren Geist um, der uns an Bord rudern sollte; aber alle die Boote, welche sich in beneidenswerther Trockenheit unter dem Dock schaukelten, waren „unter Ordres“ und durften sich nicht entfernen. Zurückgehen durften wir nicht, da die Abgangszeit des Dampfers nicht genau bestimmt war, und so konnten wir denn nichts thun, als dem Beispiele unsrer Leidensgefährten folgen und uns an der Seite eines Holzhauses hinkauern, um wo nicht der Nässe, doch dem heftigen Andränge des Regens zu entgehen.

Während wir so saßen und über den Wechsel des Schicksals im Allgemeinen traurige Betrachtungen anstellten, kam das Boot des Provostmarschall, welches ich bereits bei unsrer Landung erwähnte, mit dem Sergeanten und seinen sechs schwarzen Ruderern an den Dock. Der Erstere war, ich weiß nicht aus welcher Ursache, über seine Trabanten sehr aufgebracht und machte seinem Zorn in so unzweideutigen Worten Luft, daß die Neugierde uns herbeitrieb. Durch die ihn umgebenden Zuschauer vielleicht erst recht gereizt, seine Machtvollkommenheit zu zeigen, zückte er sein kurzes Schwert und zog damit einem der Schwarzen einige Hiebe über den Rücken. Diese Brutalität erregte ein allgemeines unwilliges Gemurmel, der Geschlagene nahm die Hiebe mit der seiner Race eigenthümlichen Duldsamkeit hin. Hierüber erbohte sich der kleine Sergeant so sehr, daß er seiner kaum mehr Meister zu sein schien und die Spitze seines Spießes dem Neger auf die Brust setzte. Ich glaube wirklich, er würde ihn durchbohrt haben, wenn nicht Arme dagewesen wären, ihn zurückzuhalten und diesen „accidental death“, wie die That nachher betitelt worden sein würde, zu verhindern. Diese Arme gehörten zufälliger Weise meinem Freunde und mir an, die wir der Scene am nächsten standen, und die ganze Wuth des vermeintlich in seiner Amtsehre Gefränkten wandte sich jetzt auf unser Haupt. Wir warfen ihm sein brutales Benehmen vor und drohten mit Denunciation

welche lustig von den Häusern flatterten, zeigten selbst schon in der stillen Morgenstunde an, daß der Stolz Juda's in die Hände der Philister gefallen war.

(Fortsetzung folgt.)

General Wilhelm von Willisen.

Aus den Tagebüchern desselben.

3.

Als Willisen nach Oestreich kam, fand er, daß das, worauf er sich am meisten gefreut, bereits vorüber war. Die Würfel auf dem italienischen Kriegsschauplatz waren gefallen, Karl Albert schmachlich zurückgeworfen, Radetzky wieder in Mailand. Dagegen bereitete sich in Ungarn Bedeutendes vor, und so wendete er sich von Wien zunächst nach Pesth. Hier verkehrte er mit allen Häuptern der Bewegung, Mezaroß, Szecheny, Bathiany, Kossuth, und fand überall Unklarheit über das, was als letztes Ziel zu erstreben. Am einsichtigsten äußerte sich noch der junge Erzherzog Paladin (Stephan) über die Verhältnisse. Nachdem Willisen sich hier nach Möglichkeit informiert, beschloß er nach Kroatien zu gehen, um auch die Gegenpartei kennen zu lernen. „Wie deutlich ich auch wußte, daß man mich nur weggeschickt, um mich auf anständige Art los zu werden, wollte ich mich doch nach Kräften nützlich machen und vor Allem Materialien zur Antwort auf die große Frage sammeln, ob Oestreich fortexistiren könne, und wenn nicht, wie Preußen sich hier zu verhalten habe.“ — „Ich hielt damals eine Zerstörung des Kaiserstaats für möglich und würde mit aller Energie daran gegangen sein, hätte ich die preußischen Verhältnisse in der Hand gehabt. Ein großes Deutschland mit Preußen als Hauptkern war zu schaffen, die österreichischen Zustände zeigten deutlich den Weg, auf dem dahin zu gelangen; aber in Berlin fehlte sowohl der rechte Blick, als der rechte Muth, ihn zu betreten.“

Willisen ging von Pesth zunächst an den Plattensee, besuchte an dessen südwestlichem Ufer in Kestehely den Grafen Festetic und fuhr von dort in dessen Equipage weiter gegen die Drau, an deren jenseitigem Ufer sich die Schaaren des Banus sammelten. In Warasdin wurde er von General Neustädter mit liebenswürdigster Artigkeit empfangen, die sich verdoppelte, als dieser erfuhr,

daß er den Verfasser der Theorie des großen Kriegs vor sich habe. Da der Banus sich in Agram befand und seine Ankunft in Warasdin noch unbestimmt war, begab sich Willisen über Marburg nach Wien, um sich für ein längeres Verweilen in Kroatien einzurichten, worauf er auf demselben Wege in den ersten Tagen des September nach Warasdin zurückkehrte. Jellachich war inzwischen hier eingetroffen, und Willisen wurde von ihm auf das Herzlichste und Ehrenvollste aufgenommen und in alle seine politischen Ansichten und Pläne eingeweiht. Er wohnte bei ihm, erhielt die Erlaubniß, ihn auf seinem Zug nach dem Plattensee zu begleiten, und machte diese Expedition dann wirklich mit. Indes drängten sich ihm zuletzt Bedenken auf, ob längeres Verweilen bei der preussischen Regierung gern gesehen sein würde, und da er zugleich zu merken glaubte, daß der Banus sowohl als der Chef seines Stabes, General Zeisberg, über seine Gegenwart im Kroatenlager nicht ganz flug werden konnten, außerdem aber der Antrag des Erzherzogs Stephan auf eine Zusammenkunft mit Jellachich auf friedliche Ausgleichung zu deuten schien, so meinte er sich verabschieden zu müssen. So verließ er den Banus, der seine vollste Zuneigung und Anerkennung gewonnen, und machte sich, in Wien vom Kriegsminister Latour mit einem Empfehlungsschreiben an alle Befehlshaber versehen, auf den Weg nach Oberitalien.

Da militärisch nichts zu versäumen war, so reiste Willisen, um Land und Stimmung auf dem Wege näher kennen zu lernen, in kleinen Tagereisen, hielt sich in Klagenfurt, in Villach, in Bogen und Trient auf, besah das Franzensfort und blieb mehre Tage in Verona, theils der Festung, theils des Schlachtfelds von St. Lucia wegen, die „beide so sehr in die Theorie des großen Krieges passen, als ob sie aus ihr entlehnt wären. Diese Festung als strategischer Manövirpunkt, das verschanzte Lager auf der dem Feinde zugekehrten Seite des Hindernisses, die Schlacht als Defensivschlacht mit ihrem offensiven Hintergedanken. Man war eben damit beschäftigt, das Redoutensystem auf dem westlichen Thallande besser auszubauen, als hätte man durch die Begebenheiten des Mai erst recht gelernt, was zur Vollständigkeit des Systems noch fehlte. Seitdem sind da permanente Werke entstanden, und das Ganze hat eine Festigkeit erhalten, welche den größten Anstrengungen dagegen Trost bieten würde. Die großen und kleinen Terrainverhältnisse kommen ihm auf das Glücklichste zu Hülfe, Mantua mit der starken Minciolinie vor sich, das fruchtbarste Land mit der Eisenbahn hinter sich, Tirol zur Seite, ist eine österreichische Armee aus dieser Stellung kaum irgendwie zu verdrängen*)“.

*) Trotzdem theilt Willisen, wie wir bestimmt wissen, die Ansicht des preussischen großen Generalstabs, daß das Festungsviereck zu Oesterreichs oder gar zu Deutschlands militärischer Sicherheit nothwendig sei, nicht, ja behauptet sogar das Gegentheil. D. Red.

In den ersten Tagen des October traf Willisen in Mailand ein, in dessen Umgebung sich noch mancherlei frische Spuren des Krieges zeigten, während die Stadt wieder ein ziemlich lebendiges Ansehen hatte. Wer indeß genauer zusah, gewahrte auch hier eine große Störung aller Verhältnisse. Die vornehme Welt, welche vorzugsweise die Bewegung gemacht, war geflüchtet, man begegnete keiner einzigen Equipage, die Paläste des Adels standen leer oder waren von Generalen der siegreichen Armee bewohnt, auch wohl zu Kasernen oder Lazarethten eingerichtet. Die mittlere Schicht der Bevölkerung war zwar aus Mangel an Mitteln dageblieben, setzte aber der Fremdherrschaft durch Vermeidung alles Umgangs mit den Trägern derselben und durch sorgfältiges Nichtthun dessen, was diese voraussetzlich wünschen mochte, jeden möglichen passiven Widerstand entgegen. Nur die unteren Classen, die vom Tage leben, zeigten das frühere geschäftige Treiben.

Die Besuche, welche Willisen in den höchsten militärischen Kreisen machte, führten zu sehr angenehmen Bekanntschaften. Heß, Schönhals, Wimpfen, d'Aspre, Wratislaw, Alle kamen ihm auf die liebenswürdigste Weise entgegen, und der alte Radetzky überhäufte ihn mit Freundschaftsbeweisen. Willisen war sein täglicher Gast und selbst wenn die vornehmsten Generale anwesend waren, sein Tischnachbar, und bei jeder Gelegenheit gab der Feldmarschall zu erkennen, wie sehr es ihn interessire, sich mit dem Herrn Kameraden aus Preußen zu unterhalten, und wie es ihn freue, wenn dessen Ansichten mit den seinen übereinstimmten. Niemand schien vor dem Gaste ein Geheimniß zu haben, bereitwillig theilte man ihm Alles mit, was während des letzten Feldzugs im Hauptquartier und bei den Corps geschrieben worden, und so entstand in ihm der Vorsatz, die Begebenheit als praktischen Beweis für die Richtigkeit seiner Theorie des großen Kriegs darzustellen, ein Plan, für den er durch Studium der Tagebücher, die ihm überlassen waren, des bereits im Druck erschienenen, im großen Hauptquartier verfaßten Berichts über den ersten Theil des Feldzugs und der im Risorgimento veröffentlichten sehr guten Artikel, welche denselben vom piemontesischen Standpunkte schilderten, Material gewann, und der rasch ausgeführt wurde. Willisen hatte an der Arbeit um so mehr Freude, als er dabei fand, daß so ziemlich Alles, was von Seiten der Oestreicher geschehen war, sich auf seine Theorie des großen Kriegs zurückbeziehen ließ. Als er Ende November nach einem Aufenthalt von etwa sieben Wochen Mailand verließ, war das Buch eigentlich schon fertig.

Inzwischen hatte das Ministerium Auerwald dem Ministerium Pfuel und dieser wieder dem Grafen Brandenburg Platz gemacht, und Willisen erwartete täglich seine Rückberufung. Da ein neuer Kampf in Italien nicht wohl zu vermuthen war, so beschloß er, durch Rückkehr nach Wien sich der Heimath wieder mehr zu nähern. Gern wäre er, im Interesse seines Buchs, vorher nach

Turin gegangen; doch fühlte er, daß man dies in Mailand, wo man ihm so viel Vertrauen geschenkt, ungern sehen mußte und leicht mißdeuten konnte. So unterblieb die Sache, und er reiste am 1. December mit einem Courier nach Wien zurück, das damals, nach der Einnahme durch Windischgrätz, noch ganz den Charakter einer soeben eroberten Stadt darbot. Im Hauptquartier zu Schönbrunn wurde er so freundlich und zuvorkommend wie in Mailand aufgenommen. Doch gefiel ihm Fürst Windischgrätz wenig. „Es war etwas Eitleles und Preciöses in seinem Wesen, und man sah es ihm bald an, daß der Erfolg, den er erst in Prag, dann in Wien gehabt, ihn höher gehoben, als er verdiente.“ Auch mit Schwarzenberg wurde Willisen hier bekannt und hatte sogar einmal mit ihm eine ziemlich lange Unterredung. „Er sprach über Alles sehr bestimmt und klar, zeigte die Schwierigkeiten, aber auch die Mittel seiner Lage und war der festen Hoffnung, Ungarns bald Herr zu werden. Was in Deutschland, in Frankfurt geschah, erschien ihm wie eine große Utopie, die man vorläufig gewähren lassen müsse. Oestreich, sagte er, wäre zu Hause zu sehr beschäftigt, um sich darum zu kümmern, und müsse es Preußen überlassen, damit fertig zu werden.“ — „Auch andere österreichische Staatsmänner sprachen damals von den deutschen Dingen wie von einer fremden Angelegenheit, ja schienen daran kaum zu denken. Kaum jemals stand Oestreich auf schwächern Füßen, als damals vor Beginn des großen ungarischen Feldzugs: die eigne Hauptstadt im Belagerungszustand, Ungarn abgefallen, Italien und Galizien in Gährung, die Finanzen zerrüttet, die Armee theilweise zerstört. Wäre irgendwo ein Nachbar geneigt gewesen, dieser Auflösung den Gnadenstoß zu geben, mit einiger Energie geführt, hätte er unwiderstehlich wirken müssen.“ — „Damals lag das Alles in preussischen Händen, aber Niemand erhob sich zu dem Gedanken der Zeit.“ — „Hätte damals in Berlin ein Mann mit Schwarzenbergs Geist und Machtfülle geboten, was würde er aus Preußen, aus Deutschland gemacht haben, und umgekehrt, wie kläglich würde Oestreich zerfallen sein, hätten unsre großen Männer der rettenden Thaten dort an der Spitze gestanden!“

„Natürlich hütete ich mich, dergleichen in Oestreich laut werden zu lassen. Nur wenn man Wiene machte, geringschätzig über Preußen zu sprechen, schnitt ich durch entschiedenen Einspruch alles Weitere ab. Derartiges durfte wohl ich selbst leider denken, aber von Andern es zu hören, war unerträglich. Häufiger freilich begegnete ich der Meinung, Alles, was bei uns geschähe, sei das Resultat berechnender Staatsklugheit und unermesslichen Ehrgeizes. Ich traute meinen Sinnen nicht, wenn ich dergleichen zu hören bekam.“

Der Van Zellaich, dem Willisen in Wien auch wieder begegnete, bewies sich so freundschaftlich wie früher und bot dem General an, ihn auf dem neuen Feldzug zu begleiten. „Ueber seine erste Unternehmung war er sehr schweigsam. Er fühlte wohl, wie übel er sie geleitet und welchen Fehler er begangen,

nicht zuerst die Vereinigung mit seinem rechten Flügel unter Roth gesucht zu haben. Im Uebrigen zeigte er tiefen Schmerz darüber, jetzt wahrscheinlich nicht bloß gegen die magyarischen Uebergriffe, sondern auch zur Unterdrückung der alten verbrieften Freiheiten des Landes mitwirken zu müssen; denn er sei zwar ein treuer Diener des Kaisers, aber auch ein aufrichtiger Freund der Freiheit.

„Es wurde in der Zeit viel über die passendste Art, den Feldzug zu eröffnen, gesprochen. Die Kräfte der Gegner waren sich ziemlich gleich. Manche, welche auf den Vortheil blickten, welcher für die Ungarn im Besiz der Donau mit Komorn lag, wollten auf beiden Ufern des Flusses zugleich manövriren, andere richtiger Denkende stritten sich darüber, ob es zweckmäßiger, auf dem linken oder auf dem rechten Ufer vorzudringen. Ich entwickelte aus der Theorie des großen Krieges den Feldzugsplan, der mir der einzig richtige schien. Er lautete: Rasches Zusammenziehen aller Streitkräfte um Presburg, schnelles Hinüberwerfen des Ganzen auf die linke Seite der Donau, Schlagen was man auf dem Wege findet und, je nachdem der Feind entweder auf das linke Ufer sich wirft oder auf dem rechten zu bleiben Miene macht, entweder Fortsetzung der Offensive auf dem linken Ufer bis Waizen, um so die Verbindung mit dem aus Galizien kommenden Corps von Schlic zu gewinnen, oder Uebersetzen bei Gran, um so in den Rücken des Gegners zu gelangen. Die größte Schwierigkeit lag in der Jahreszeit, welche die Märsche und die Verpflegung erschweren mußte. Man hatte also vor Allem ohne Rücksicht auf die Kosten für gute Kleidung und reichliche Nahrung der Truppen zu sorgen. Das aber wurde versäumt, und die Folge solcher unzeitigen Sparsamkeit war, daß die Armee im nächsten Frühjahr Ungarn räumen mußte, nicht weil sie den Feind zu stark gefunden hatte, sondern weil sie durch Krankheit, Mangel und unnütze Anstrengung in sich selbst zerschmolzen war. Die alte Monarchie wurde noch einmal dicht an den Rand des Abgrunds getrieben, aus dem sie nur der schmachvolle Hülfseruf nach Warschau und die Indolenz in Berlin gerettet haben.“

Der Wunsch Willisens, den Feldzug mitmachen zu können, wurde nicht erfüllt. Von Berlin erhielt er zwar die Erlaubniß dazu. Fürst Windischgrätz aber schlug die Bitte entschieden, wenn auch unter dem schmeichelhaften Vorgeben ab, man werde überall, wo der General Willisen mitgewesen, den Erfolg mit auf dessen Rechnung setzen.

So dachte Willisen jetzt ernstlich an die Heimkehr, wozu überdies Stimmen aus dem Kreise der Freunde mahnten, die ihm zur Bewerbung um eine Wahl zu den neuen Kammern riefen, welche nach der octroyirten Verfassung vom 5. December 1848 zusammentreten sollten. Willisen fühlte nun zwar wenig Veruf zum Abgeordneten in sich. „Meiner ganzen Stellung nach,“ sagt er in den uns vorliegenden Aufzeichnungen, „gehöre ich da nicht hin. Ich habe

keinen Bestiz, bin nur Soldat und erfreue mich nicht der Gabe, eine Partei zu bilden oder einer solchen auch nur als bedeutendes Mitglied anzugehören. Ich sehe dazu einerseits die Dinge zu sehr und zu leicht in ihren höchsten und allgemeinsten Beziehungen, und es kommt mir deshalb alles Parteitreiben gleich klein und miserabel vor, so daß ich mich schnell davon zurückziehe; andererseits aber bin ich zu stolz und absolut, um lange eine untergeordnete Rolle zu spielen, und endlich kann ich wohl discutiren, aber keine Reden halten.“ Indes standen diese Bedenken dem General damals noch nicht so deutlich vor Augen, und so nahm er die ihm angetragene Candidatur (für die erste Kammer) in Dels an und schrieb nach Berlin um Erlaubniß zur Rückkehr. Man ließ ihn volle sechs Wochen ohne Antwort und erwiderte ihm dann, nachdem er inzwischen auf einige Tage nach Dels gegangen und dort nach Rücktritt seines zugleich in Breslau gewählten Mitbewerbers, des Grafen Brandenburg, gewählt worden war, er solle vorläufig in Wien bleiben. Ende Februar 1849 ging Willisen nach Berlin, um in die Kammer einzutreten, in der ihn sein politisches Bekenntniß auf die Rechte verwies. Aber die erneuten Anfeindungen, denen er begegnete, sowie die Erkenntniß, keinen Platz gewinnen zu können, wie er ihn wünschte, endlich die schwere Erkrankung seiner Gemahlin, die ihm in die Hauptstadt gefolgt war, verleiteten ihm bald alle parlamentarische Thätigkeit. Er wurde zum Berichterstatter über das Militärbudget gewählt, nahm aber sonst an den Debatten nicht Theil. Dagegen schrieb er in dieser Zeit die Schrift „Acten und Bemerkungen“, die sein Verfahren in Posen zu rechtfertigen bestimmt war und eine Art politisches Testament sein sollte.

Während dieser Arbeit wurde Willisen beim Avancement zum Generalleutnant übergegangen, und als er, empört darüber, seinen Abschied forderte, stellte man ihn als Generalleutnant zur Disposition.

Die Schrift wurde bald fertig, „unter großem Widerspruch von Bettina Arnim, die sie weit schärfer gefaßt haben wollte und die mir zugleich fortwährend zuredete, zu den Ungarn zu gehen, worüber ich sie nur auslachte. Sie war ganz böse, wenn ich ihr darauf entgegnete, sie scheine ebenso wenig von mir zu wissen, wie die Gardeleutnants, wenn sie dergleichen für möglich halte.“ Nach dem Druck und der Vertheilung jener Broschüre hatte Willisen „Alles abgethan“. Er legte sein Mandat nieder und lebte nur der Pflege seiner geliebten Kranken. Die Leiden derselben zogen sich den ganzen Sommer von 1849 hin. Am 19. October erfolgte ihre Auflösung. Das Verhältniß der Gatten war ein sehr inniges und glückliches gewesen, und nur nach schwerem Kampfe bezwang der General seinen Schmerz. Er verließ Berlin, ging nach Breslau, löste sein Haus auf, richtete sich für die Zukunft in Klein-Dels bei Ohlau ein Asyl ein, wo er für die Zukunft in stillster Zurückgezogenheit zu leben gedachte, und zog dann für den nächsten Winter nach Paris. „Ich wollte,“ so heißt es in den

Aufzeichnungen, „weit weg, mich zunächst von Allem trennen, womit ich bisher verkehrt, allen Versuchungen entgehen, an dem öffentlichen Leben, das mich auf alle Weise anwiderte, irgendeinen andern Antheil zu nehmen, als den gleichmüthiger historischer Betrachtung.“

In Paris arbeitete Willisen täglich mehrere Stunden im *depôt de la guerre*, indem er, durch General Pelet dort eingeführt, die Correspondenz Napoleons in der Absicht studirte, sie zu einer spätern Arbeit zu benutzen. Er hatte vor, diese Beschäftigung im nächsten Winter fortzusetzen, als sie plötzlich auf unerwartete Weise unterbrochen wurde. Durch einen Bekannten wurde ihm eines Tages Schleiden, der Agent der schleswig-holsteinischen Statthaltertschaft vorgestellt; derselbe sagte ihm als angenehmer und unterrichteter Mann zu, es entspann sich eine Bekanntschaft, man besprach sich wiederholt über vaterländische Verhältnisse, über Schleswig-Holstein, über dessen Stellung zur preussischen Politik, über den Wunsch der Schleswig-Holsteiner, sich von dieser schwächlichen Politik loszumachen, über Bonin, der nicht ohne Schaden zugleich General der Statthaltertschaft und preussischer General sei. Als eins dieser Gespräche damit endigte, daß Schleiden an Willisen die Anfrage richtete, ob er nicht geneigt sei, an Bonins Stelle zu treten, wies dieser das anfangs zurück, sagte aber auf lebhaftes Andringen jenes zuletzt zu, sich die Sache zu überlegen und nach einigen Tagen seinen Entschluß mitzutheilen.

Willisen nahm an. „Ich hielt,“ so heißt es in seinen Denkwürdigkeiten, „die Versöhnung der Herzogthümer mit dem Königreich nicht nur für nützlich, sondern auch für leicht, wenn die Streitenden Theile ihre gegenseitigen Ansprüche auf ein billiges Maß beschränkten. Wenn Preußen im Nothfall diese Forderungen feststellte und deren Annahme auf beiden Seiten mit seiner ganzen Macht erzwang, so war die Frage gelöst. Welche Forderungen zu machen seien, ergab sich aus der Natur der Verhältnisse. Der deutsche Staat zerfiel nach Sprache und Recht in einen deutschen Theil: die Herzogthümer und Lauenburg, und in einen dänischen. Die Art der Trennung wie der Verbindung dieser beiden Theile war nach jenen Rücksichten gegeben: Trennung in Verwaltung, Rechtspflege und Gesetzgebung, Heer und Flotte; Gemeinschaft im Herrscherstamm, so weit das deutsche Erbgesetz es gestattete. Es schien mir unschwer, sich auf solcher Basis mit den Großmächten zu verständigen, denen es nur um die Erhaltung des Gesamtstaats Dänemark zu thun war.“

„In solchem Sinn für die im preussischen Interesse so sehr im Vordergrund stehende Aussöhnung mit Dänemark mitzuwirken, wodurch man in den deutschen Angelegenheiten die Hände erst frei bekommen hätte, schien mir eine schöne Aufgabe. Die Stellung Preußens in den Herzogthümern und die offene Gewalt, die es dadurch auf Dänemark übte, war, wie man in Paris leicht erkannte, das Haupthinderniß einer Verständigung mit den Großmächten, und

diese Stellung lag größtentheils in dem Verhältniß der schleswig-holsteinischen Armee zu Preußen, die ja dadurch, daß der Oberbefehlshaberposten sowie alle höheren Chargen mit noch im Dienst Preußens stehenden Offizieren besetzt waren, von jenen Mächten wie eine preußische betrachtet wurde. War dieses Hinderniß weggeräumt, so war die erste Vorbedingung zu einer Ausgleichung unter Sanction der Großmächte erreicht. So faßte auch Schleiden die Lage der Dinge auf, und was ich aus dem Munde der fremden Diplomatie vernahm, befestigte mich ebenfalls in dieser Ansicht. Es galt nach dieser, durch eine scheinbare Entzweiung Preußens mit der Statthalterschaft, den Großmächten den Glauben beizubringen, daß Schleswig-Holstein für sich, nicht im Interesse Preußens handelte, und so glaubte ich meinem Vaterlande nur einen wesentlichen Dienst zu leisten, wenn ich die Stellung als commandirender General in Holstein annähme. Daß ich in dieser nie etwas thun würde, was nicht mit der Ehre und dem Interesse Preußens verträglich war, davon, meinte ich, müßten selbst meine Gegner überzeugt sein."

"Ich dachte also, man werde in Berlin mit beiden Händen nach diesem Mittel, aus seiner unbequemen Lage zu kommen, greifen. Man konnte dabei alle kleinen diplomatischen Künste spielen lassen, sich über die Undankbarkeit der Statthalterschaft entrüstet stellen, ja die Thatsache selbst dazu benutzen, gegen etwaige zu hoch gespannte Forderungen der Schleswig-Holsteiner aufzutreten. Preußen durfte nun erst ganz im eigenen Interesse seine Bedingungen stellen."

Der Statthalterschaft gegenüber bedang sich Willisen wörtlich Folgendes aus:

"Ich nehme an 1) wenn 30,000 Mann incl. 3000 Mann Cavallerie und 1000 Mann Artillerie mit 80 Kanonen vorhanden sind, welche stets das offene Feld halten können; 2) wenn außerdem die vorhandenen festen Plätze besetzt werden können, und wenn 20,000 Gewehre als Reserve mit der nöthigen Munition vorhanden sind; 3) wenn die politischen Ansichten von der Art sind, daß ich mich ihnen anschließen könnte, wenn also von Hause aus festgestellt ist, was man im Fall eines glücklichen Kampfes erreichen will, und zu welchen Bedingungen man sich im schlimmen Fall entschließen würde; dies natürlich beides als Geheimniß; es ist nicht möglich, den Krieg richtig zu führen, wenn man den politischen Zweck nicht genau kennt; 4) wenn endlich die finanziellen Mittel vorhanden sind, oder doch gesichert, den Krieg sechs Monate hindurch mit aller Anstrengung zu führen."

Weil die wichtigsten Anordnungen vor dem Ausbruch des Krieges getroffen werden müssen, ich aber doch nicht eher eintreten will, als bis er unvermeidlich erscheint, so bin ich bereit, mich in Hamburg, Kiel, Lübeck oder sonst wo in der Nähe aufzuhalten, um so diese Anordnungen leiten zu können. Der Erfolg des Krieges liegt zum großen Theil in seinem Anfange."

Auf diese am 8. März 1850 übergebenen Bedingungen erhielt Willisen

etwa Mitte des Monats von der Statthalterschaft die Einladung, zu mündlicher Besprechung nach Hamburg zu kommen. Als er hier, nachdem er auf der Reise in Karlsruhe mit seinem Bruder sein Vorhaben besprochen und dieser zum Annehmen gerathen, eintraf, erschienen sofort Statthalter Bessler und Kriegsminister v. Krohn bei ihm. Ueber die Verhandlungen mit diesen Herren berichtet das Tagebuch Willisens Folgendes:

„Man setzte mir das ganze Verhältniß des Landes auseinander, seine Klagen, seine Wünsche, die Nothwendigkeit, die Sache entschiedener anzufassen. Das Land könne die gegenwärtige Anstrengung nicht lange aushalten, und zwar um so weniger, wenn man nicht einmal wisse, ob sie zu seinem oder nur zu Preußens Vortheil gemacht würde, ja wenn man kaum sicher sei, daß Schleswig-Holstein nicht eines schönen Morgens den Dänen unter Bedingungen ausgeliefert würde, die von Preußen nach Gutdünken festgestellt worden. In dieser Lage aber sei man, so lange die Armee von einem Offizier commandirt werde, der als im activen preußischen Dienst stehend seine letzten Befehle immer nur von Berlin erhalte. Die Ständeversammlung sei auf dem Punkte, zu erklären, daß sie alle Mittel für das Heer verweigern würde, wenn das Land ferner nicht frei über seine Truppen verfügen solle. Man habe dem General v. Bonin dies mitgetheilt und ihn angegangen, den preußischen Dienst zu verlassen. Dieser habe erwidert, daß er dies ablehnen müsse, aber unter keinen Umständen aufhören werde, das lebhafteste Interesse an den Schicksalen der Herzogthümer zu nehmen. Unter diesen Umständen fordere man mich dringend auf, für ihn einzutreten, wobei man versicherte, es liege dem durchaus kein Uebelwollen gegen Preußen zu Grunde; im Gegentheil wisse man sehr wohl, was man ihm danke und wie man seiner noch ferner benöthigt sei. Man wolle deshalb auch lieber einen preußischen General an der Spitze des Heeres sehen. Fände sich aber keiner, der unter der allein möglichen Bedingung des Austritts aus dem preußischen Dienst annehme, so habe man bestimmte Aussicht, daß ein Hesse oder ein Badenser sich bereit erklären werde.“

„Die Absichten und Ansichten der Herren über das, was Dänemark gegenüber zu erstreben, fand ich sehr gemäßigt: man wollte nichts Anderes als eine gleichberechtigte Stellung mit dem dänischen Theile des Gesamtstaats*), nur keine Unterordnung, kein Ausbeuten zum Vortheile der dänischen Hälfte.“

„In Betreff der Armee fand ich, daß sie allerdings lange nicht das sei, was ich mir ausbedungen; indeß rechnete ich bei etwaiger Erneuerung des Kampfes theils auf die Unterstützung einer preußischen (!) oder deutschen Division, theils aber auch auf Verstärkung des schleswig-holsteinischen Heeres aus

*) Schwerlich wurde das Wort „Gesamtstaat“ gebraucht. „Die Herzogthümer sind selbstständige Staaten“ ist einer der Fundamentalsätze des schleswig-holsteinischen Programms, D. R.

eigenen Kräften und durch Zuzug aus Deutschland, der auch nicht ausgeblieben sein würde, wenn die Regierungen diese Hülfe nicht zurückgehalten hätten.“

So erklärte sich denn Willisen zur Annahme der Stellung bereit, doch verlangte er vorher nach Berlin gehen zu können, um sich dort einerseits seinen vollständigen Abschied, andernteils die Bewilligung des Königs zum Antritt seines Postens zu holen. Die Herren rietten von Letzterem ab, da es völlig unmöglich sein werde, diese Bewilligung zu erlangen. Willisen mußte die Gründe, die man dafür anführte, anerkennen, konnte sich aber doch nicht entschließen, sofort die bestimmte Zusage zu geben, daß er auch ohne Erlaubniß des Königs eintreten werde, und versprach nur, die Sache schnell zu betreiben und ohne Verzug seinen definitiven Entschluß an die Statthalterschaft gelangen zu lassen.

Sein erster Gang in Berlin, wohin er am 31. März abreiste, war zum damaligen Kriegsminister v. Stockhausen. Noch schwankte er, ob er unter allen Umständen seinen Abschied fordern sollte. „Wenn ich glauben konnte, der Gesinnung, die mir das Jahr vorher meinen Abschied verweigerte, als ich ihn bestimmt gefordert, einige Aufrichtigkeit beimessen zu dürfen, und wenn ich demnach voraussetzte, man werde mir wenigstens seine Bereitwilligkeit zeigen, das mir angethane Unrecht gut zu machen, wenn auch nur dadurch, daß man mir den Abschied nochmals verweigerte und mir bestimmte Aussicht für die nächste Zukunft gab, so geschah von dem Allen entschieden das Gegentheil. Der Kriegsminister, früher mein Untergebener, hatte auf mein Verlangen nicht, einmal ein Wort des Bedauerns oder freundschaftlicher Abmahnung, sondern erwiderte nur ganz einsilbig, die Sache werde keine Schwierigkeit haben, worauf ich denn freilich nur mit dem Gesuch antwortete, die Angelegenheit möglichst zu beschleunigen, meinen Hut nahm und wegging. Ich wußte damals noch nicht, daß Herr v. Stockhausen zur extremen Kreuzzeitungspartei gehörte, und dachte auch nicht, daß er so sehr den kühlen Herrn Minister spielen würde. Bei einer Aufnahme, wie ich sie erwartet, hätte ich ihm mein ganzes Verhältniß entdeckt, schon um zu erfahren, wie man in den höchsten Kreisen darüber denke, und hätte man mir mit nur einiger Aussicht auf baldige Genugthuung meine gänzliche Verabschiedung verweigert, so hätte ich mich wohl wieder für den Augenblick beruhigt und dann nothwendig in Holstein abgelehnt (!). Als ich mich so rücksichtslos behandelt sah, fiel natürlich Alles weg, was mich über meine Pflicht hinaus binden konnte.“

Freunde, mit denen Willisen seine Angelegenheit besprach, waren der Ansicht, daß die Regierung ihre Einwilligung zur Annahme des Oberbefehls in Schleswig-Holstein nie geben werde, daß aber demungeachtet ihr sehr erwünscht sein müsse, an der Stelle Bonins, der unmöglich geworden, einen anderen General zu sehen, der sich nicht gegen preussisches Interesse brauchen lassen werde.

So entschloß sich Willisen, ohne vorherige Anfrage beim König der Statthalter-schaft zu melden, daß er definitiv annehme.

Schon drei Tage nach Eingabe des Abschiedsgesuchs schrieb der Minister an Willisen, daß Se. Majestät dasselbe genehmigt. Willisen bat darauf, ihm die förmliche Ausfertigung des Abschieds in seine Heimath, nach Staßfurt zu senden, von wo er zugleich der Statthalter-schaft zu schreiben gedachte, daß er frei sei. „Den fertigen Brief nahm ich mit, da ich nicht für gerathen hielt, ihn in Berlin auf die Post zu geben; ich wollte das erst in Magdeburg thun, wo ich eine Nacht zu bleiben hatte. Hier führte mich der Zufall mit dem nach Kiel reisenden Geschichtsschreiber Droysen zusammen, der, wie sich bald ergab, mit der Lage in Holstein genau bekannt war. Als ich ihm erzählte, wie weit ich sei, und ihn bat, mein Schreiben mitzunehmen, ging er mich dringend an, doch gleich selbst mit nach Hamburg zu kommen, um aus solcher Nähe Alles definitiv zu ordnen. Die Verhältnisse drängten, Bonin habe bereits seine Entlassung, kurzum, nichts stände mir mehr im Wege. Ich hatte gegen seine Gründe wenig einzuwenden, und so änderte ich meinen Reiseplan und reiste statt nach Staßfurt nach Hamburg, wo ich Tags nachher mit den Herren, die ich früher hier getroffen, die Verhandlung über meine Anstellung abschloß. Auch diese Begebenheit ist von der Verläumdung auf das Gehässigste verdreht worden, und es heißt, ich habe den Minister durch mein Vorgeben, nach Staßfurt zu gehen und die Bitte, mir meinen Abschied dorthin zu schicken, getäuscht.“

Ebenso hat die Kreuzzeitungspartei später über die pecuniären Bedingungen, die Willisen in Hamburg gestellt, Gehässiges verbreitet. Die Wahrheit ist, daß Willisen sich mit der Zusage begnügte, er solle ganz in die Verhältnisse Bonins eintreten, welche denen eines commandirenden Generals in Preußen gleichgestellt wären. Auf keine Weise dachte er an die Sicherung seiner Zukunft, obschon er überzeugt war, daß man dahin gehende Wünsche gewähren würde.

Von Hamburg schrieb der nunmehrige Oberfeldherr der Schleswig-Holsteiner an den Grafen Brandenburg, um demselben zu sagen, in welcher Absicht er den Posten angenommen, daß er auf schweigendes Gutheißen seines Verfahrens von Seiten des preußischen Ministeriums hoffe, und daß er, falls diese Ansicht irrig, eine Mittheilung von Berlin erwarte, indem er noch recht wohl zurücktreten könne. Darauf erfolgte keine Antwort. Dagegen rief die Regierung jetzt alle beurlaubten preußischen Offiziere unter Androhung der strengsten Maßregeln gegen nicht gehorchende aus der schleswig-holsteinischen Armee zurück, und um dieselbe Zeit las man im Militärwochenblatt, daß der Generallieutenant von Willisen von der Liste der zur Pension berechtigten Offiziere gestrichen sei. Erst im Juni folgte dem eine Zufertigung der Berliner Polizei, nach welcher Willisen bei Verlust des Staatsbürgerrechts aufgefodert wurde, binnen drei Monaten zurückzukehren. Als er dieselbe an das Ministerium zurücksandte und erklärte:

derartige Zuschriften nur vom Ministerium oder aus Schlesien, wo er sein Domicil habe, annehmen zu können, erhielt er im September eine zweite gleiche Aufforderung von der Breslauer Regierung, die ihm den Termin zur Rückkehr später setzte, als er nachher wirklich und freiwillig sich wieder einstellte. „Bei solcher Behandlung,“ sagt das Tagebuch, „kann ich unmöglich anders glauben, als daß man, diplomatisch wenigstens, ganz zufrieden war mit dem, was ich gethan, und daß Alles, was gegen mich geschah, nur deshalb verfügt wurde, damit man der fremden Diplomatie gegenüber den Schein wahren könnte, bei der Sache Schleswig-Holsteins fortan unbetheiligt zu sein.“

Die Thätigkeit Willisens für Schleswig-Holstein begann mit der bekannten Ansprache an die Armee, die er vorher mit Droysen durchging und auf dessen Rath in mehreren Punkten änderte. „Es galt demnächst dem Treiben der Boninschen Partei entgegenzutreten, an die sich in vollster Begriffsverwirrung vorzugsweise die aristokratischen Elemente des Offiziercorps angeschlossen hatten. Nachdem dies gelungen und das Vertrauen zu der obersten Führung des Heeres hergestellt war, war vor Allem an Ergänzung der Lücken zu denken, welche Preußen in die Reihen der Offiziere gerissen. Bonin hatte sein ganzes Hauptquartier mit fortgenommen, ich fand keinen Generalstab, der Chef der Artillerie verließ die Armee, ebenso der Oberintendant, die meisten Bataillone verloren ihre Commandeure, es fehlte plötzlich fast die Hälfte des Offiziercorps, und fast noch schlimmer stand es um das so hochnothwendige Unteroffiziercorps. Die Lage war so übel, daß ich mich nie entschlossen hätte einzutreten, wenn ich sie vorher so wie jetzt hätte übersehen können.“

Nach allen Seiten hin ließ ich Aufforderungen zur Hülfe und zum Eintritt in die Armee ergehen. Dieselben blieben auch nicht ohne Erfolg und würden einen noch bessern gehabt haben, wenn nicht mit Ausnahme der oldenburgischen und hanseatischen alle deutschen Regierungen uns Hindernisse in den Weg gelegt hätten. In der Noth konnte man nicht sehr wählerisch sein, und so wurden manche Offiziere, die sich meldeten, angenommen, die man besser abgewiesen hätte. Das Beste, was man erwarb, waren einige hessische, hannoversche, oldenburgische, hanseatische und bayerische Offiziere; sie deckten aber kaum den zehnten Theil des Bedürfnisses. Den effectiven Bestand der Armee fand ich etwa 12,000 Mann stark, der Rest, welcher beurlaubt, konnte das Ganze auf ungefähr 18,000 Mann bringen. Auf dem Papier gab es noch eine sogenannte Reservebrigade, die aus Leuten bestand, welche schon früher (in der dänischen Armee) gedient hatten, aber ohne Offiziere und Unteroffiziere waren und für nicht recht zuverlässig angesehen wurden, was bei der Begeisterung, welche im ganzen Lande für die Sache, die man ergriffen, herrschen sollte, wunderbar genug klang.“

„Bei dem Bedürfniß einer Verstärkung der Armee verfolgte ich gleich von

Anfang an den Gedanken, aus jedem der 20 Infanteriebataillone, welche ich vorfand, zwei zu machen und so mit 40 Bataillonen à 6 bis 700 Mann in zwei Glieder formirt aufzutreten. Hätte ich dazu sofort die Mittel erhalten, so wäre der Sieg gesichert gewesen. Aber einmal mangelten die nöthigen Offiziere und Unteroffiziere, und dann hinderte die finanzielle Lage. Man schrieb schon so über die ungeheuren Lasten, welche die Armee dem Land auflege. Ich beschloß also zunächst nur die Bataillone theils durch Rekruten, theils durch die Reservebrigade bis auf 12 bis 1400 Mann zu verstärken, um später bei mehr Offizieren die Trennung in zwei Bataillone vorzunehmen. Als Vorbereitung dazu wurde die Scheidung derselben in die bekannten Abtheilungen verfügt und die Stellung in zwei Gliedern als die Normalstellung vorgeschrieben.

Schon damals wollte ich die zwanzigjährige Altersklasse einstellen und Werbedepots in Hamburg errichten, aber die Statthalterschaft war gegen beide Maßregeln, gegen jene, weil sie fälschlich die betreffende Altersklasse noch für zu schwach hielt, gegen diese, weil sie befürchtete, dadurch demokratische Elemente heranzulocken und damit der Regierung Anstoß zu geben. Auch hoffte man noch immer, die Sache durch Vermittelung der Diplomatie zu beenden und hörte auf die Stimmen von Berlin, welche vorstellten, man solle doch die im Gange befindlichen Verhandlungen nicht durch vergrößerte Rüstungen erschweren. Nur sehr mangelhaft in die Windungen der damaligen Politik eingeweiht, dachte ich selbst kaum an die Wahrscheinlichkeit eines Kampfes mit der dänischen Uebermacht, am wenigsten aber daran, daß der Fall so nahe liegen könne. Ich that also nur, was zur bessern Organisation des Vorhandenen erforderlich war, gab ein neues Reglement, welches sich ganz auf die Stellung in zwei Gliedern stützte, führte die Campagne-Karren, die Flaggen ein, inspicierte, ließ fleißig exerciren, so weit es der geringe Etat zuließ, und begann vor Allem mit den Werken, welche die damals im schlechtesten Zustand befindliche Festung Rendsburg zum Centrum eines nach der Theorie des großen Kriegs gedachten Vertheidigungssystems machen sollten. Der gänzliche Mangel an Ingenieuroffizieren war dabei sehr empfindlich, Alles mußte einem alten dänischen Obersten überlassen werden, den ich fortwährend antreiben mußte."

"Es galt aber nicht bloß Neues zu schaffen, sondern auch Unbrauchbares zu beseitigen. So namentlich im Offiziercorps. Es fanden sich mehre häßliche Untersuchungen vor, welche mich nicht mit Vertrauen in die moralischen Elemente der kleinen Armee blicken ließen. Diese Zustände würden mich noch bedenklicher über die Zukunft gemacht haben, hätte ich nicht immer noch mit Bestimmtheit darauf gerechnet, bei dem etwaigen Wiederbeginn der Feindseligkeiten mindestens eine preußische Division zur Seite zu haben (!) und die eigene Armee durch Wiederhereinziehen von preußischen Offizieren heben zu können."

"So waren die Monate April, Mai und Juni vergangen, als plötzlich

die Dinge zur Entscheidung drängten. Die Statthalterschaft muß von dem Stande der Verhandlungen nur mangelhafte Kenntniß gehabt haben. In Kopenhagen wurden die Vertrauensmänner absichtlich getäuscht. Ob nicht auch in Berlin ein falsches Spiel getrieben worden ist, wage ich nicht zu entscheiden; gewiß ist nur, daß die Welt durch den Frieden vom 2. Juli sehr überrascht wurde. Niemand aber wurde durch diese Wendung der Dinge unangenehmer berührt als ich, der ich mich so einer Aufgabe gegenübergestellt sah, die ich bisher noch nie geglaubt hatte ernsthaft in den Kreis meiner Betrachtung ziehen zu müssen.“ Ich kannte die große Ueberlegenheit des Gegners, hatte seine ganz richtige Ordre de Bataille in Händen und wußte, daß seine Truppen zwar ebenfalls neue Leute waren, aber zu ihrer Bildung alte Stämme von Offizieren und Unteroffizieren gehabt hatten. Noch mehr bekannt aber war mir die Schwäche in unserm Lager, die sich, als es zur Entscheidung kam, noch schlimmer erwies, als ich angenommen.“

„Wie dem aber auch sein mochte, jetzt, wo ein Zurücktreten nicht mehr möglich, galt es, der unerwartet aufgestiegenen Gefahr kühn ins Gesicht zu blicken und am allerwenigsten selbst Besorgniß zu zeigen.

„Die Statthalter gingen jetzt auf die Einberufung der zwanzigjährigen Altersklasse und die Errichtung von Werbedepots in Hamburg ein, Maßregeln, die im April schon hätten getroffen werden müssen. Glücklicherweise war Alles wenigstens so weit geordnet, daß die beurlaubten Mannschaften in wenigen Tagen bei den Fahnen sein und die Bataillone auf 900 bis 1000 Mann verstärkt werden konnten. Die Scheidung in zwei Abtheilungen war bei letzteren ziemlich durchgedrungen und wäre ohne den noch immer drückenden Mangel an Offizieren und Unteroffizieren leicht ganz durchzuführen gewesen. Noch schwerer empfand ich die Verlegenheit um höhere Offiziere, die zu Bataillons- und Brigadecommandeuren zu verwenden gewesen wären. Aus Preußen waren deren nur zwei gekommen, zu denen ich Vertrauen hatte, andere blieben aus oder bewährten sich schlecht. Da mir nur zwei Wochen zur Bildung der Armee gegeben waren, so war es nur durch die angestrengteste Thätigkeit möglich, sie so rasch zusammenzubringen.“

„Als die Armee beisammen war, entstand die Frage, was zunächst mit ihr zu thun. Man wußte nicht, wozu der Feind nach dem stipulirten Abzug der Preußen und Schweden, der bis zum 17. Juli erfolgt sein sollte, berechtigt war. Durfte er die Eider überschreiten, so hätte man sich fragen können, ob es überhaupt angemessen, ihm entgegenzugehen. In dieser Ungewißheit schrieb ich ein Memoire in die Statthalterschaft über die militärische Lage der Sache und fragte, ob ich ganz nach meinen militärischen Ansichten verfahren dürfe, nach denen ich entschlossen sei, dem Feinde entgegenzugehen und den Versuch zu machen, eine Besetzung Schleswigs durch die Dänen zu vereiteln. Ich erhielt darauf

die Erlaubniß zu thun, was ich vom militärischen Standpunkt für nöthig halte.

Von meinem Gegner wußte ich, daß er im Ganzen fast doppelt so stark war als ich, daß er aber seine Streitkräfte getheilt hatte, indem die eine Hälfte derselben auf Alsen, die andere, wobei die sehr zahlreiche Reiterei, in Jütland stand. Ich gedachte anfänglich, diese Aufstellung zu benutzen und mich durch schnelles Einrücken in Schleswig, hart hinter den abziehenden Schweden her, zwischen jene getrennten Massen der Dänen zu werfen. Am 14., 15. und 16. wollte ich so weit vorrücken, daß ich am 17. Flensburg und Bau erreichen konnte. Hier sollten die Umstände entscheiden, gegen welchen jener beiden Theile des feindlichen Heeres ich mich mit meiner ganzen Macht wenden sollte. Zwar verbarg ich mir nicht, daß wahrscheinlich jedes dieser dänischen Corps mir ziemlich gewachsen sein würde, da namentlich das zu betretende Terrain der Vertheidigung äußerst günstig war, und daß die Möglichkeit vorlag, nach einem oder zwei verunglückten Versuchen von einem sehr überlegenen Feinde, mehrere Märsche von den Stellungen entfernt, welche dem Schwächern Sicherheit versprachen, in die Mitte genommen zu werden. Aber ich wußte auch, daß einem überlegenen Feinde gegenüber nichts mehr den Sieg verspricht, als wenn man ihn getrennt fassen und einzeln schlagen kann, und ich traute damals noch meinen Truppen die zur Durchführung eines solchen Plans durchaus nöthige Energie des Angriffs und der schnellen Bewegung zu.“

„Darnach handelte ich. Der rechte Flügel, die zweite Brigade, die sich zwischen Kiel und Preetz gesammelt, sollte rasch auf Missunde und Flensburg vorrücken. Mit dem Gros wollte ich über Schleswig nach Bau marschiren. Die erste Brigade, welche, von Glückstadt und Altona kommend, einen Marsch zurück war, sollte als Reserve folgen. Ich hatte jeder der ursprünglichen vier Brigaden ein Bataillon genommen und daraus eine Avantgarde gebildet. In Rendsburg blieb bloß ein Bataillon und sonst nur die Ersagecompagnien und die Rekruten zurück. Die Armee zählte 20 Bataillone, 18 Schwadronen und 64 eiserne Geschütze, darunter 24 schwere kurze zwölfpfündige Granatkanonen. Sie war circa 24,000 Mann stark.“ —

„Am 14. schon besetzte ich mit einem Bataillon Eckernförde, sandte Artillerie mit 8 schweren Belagerungsgeschützen hin, um die frühere Batterie zum Schutz des Hafens wiederherzustellen und eine Landung unmöglich zu machen, und schob die Avantgarde von Rendsburg bis Sorgbrück und Krop vor. Am 15. sollte die 2. Brigade von Kiel über Gettorf nach Missunde gehen und dort eine Brücke über die Schley schlagen, die Avantgarde bis Idstedt, die 3. und 4. Brigade bis Schleswig, die 1. bis Krop, die Reserve-Cavallerie und Artillerie bis Schuby vorrücken. Der Marsch betrug zwischen 3 und 4 Meilen. Der Tag war etwas heiß, aber die Wirkung, die dies auf die Leute übte, war ent-

2001 VI 11021170

muthigender, als man erwarten konnte. Zu Hunderten blieben sie an der Straße liegen, und in fast aufgelöstem Zustande erreichten die Compagnien ihre Quartiere. Ich ließ mehre Bataillone in Schleswig an mir vorbeimarschiren und war über ihr Aussehen wahrhaft erschrocken. Es schien mir völlig unmöglich, sie so ungeübt und unfähig im Ertragen von Fatiguen einer Aufgabe entgegenzuführen, deren Gelingen vor Allem in der Fähigkeit lag, große und schnelle Märsche zu machen und doch noch mit der Kraft zu energischem Angriff an den Feind zu kommen. Wollte ich mich mit Aussicht auf Erfolg zwischen die getrennten Theile des dänischen Heeres werfen, so mußte die angestrenzte Bewegung noch für die nächsten Tage fortgesetzt werden. Alle Führer erklärten das für gewagt, und ich selbst empfand schwere Bedenken, wenn ich an die Möglichkeit eines schnellen Rückmarsches dachte.“

„So änderte ich meinen Entschluß, gab die Offensive auf und beschloß, in der Stellung von Idstedt den feindlichen Angriff abzuwarten und aus ihr heraus entweder mit einem kurzen energischen Stoß, der die Eigenschaft, welche meiner Truppe fehlte, nicht in Anspruch nahm und nur auf der fußte, welche ich ihr zutraute, Tapferkeit nämlich, dem Gegner bei passender Gelegenheit in die Parade zu stoßen oder, wenn sich diese Gelegenheit nicht fände, in der Stellung eine reine Defensivschlacht zu liefern. Nach Allem, was ich später erfahren, muß ich diesen Plan noch heute für vollkommen richtig bezeichnen.“

(Schluß in nächster Nummer.)

Zwei Briefe G. E. Lessings an C. F. Weiße.

Die folgenden beiden Briefe Lessings an Christian Felix Weiße sind bisher noch nirgends gedruckt. Sie wurden uns durch die Güte des Herrn Professor C. F. Weiße in Leipzig, der bekanntlich ein Enkel von Christian Felix, zur Veröffentlichung überlassen. Kenner des Lebensgangs Lessings werden sich dieselben leicht in die Lücke einordnen können, welche sie ausfüllen sollen. Orthographie und Interpunction des Originals wurden selbstverständlich beibehalten.

1.

Liebster Freund,

Es war eine Zeit, da Sie den Verfasser dieses Briefes ihrer Freundschaft

30*